

Henrike Engel

Elbnächte

Die Lichter über Sankt Pauli

HENRIKE
ENGEL

Elbnächte

DIE LICHTER ÜBER ST. PAULI

Roman

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage April 2025

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: bürosüd°/ Midjourney, akg images

Satz: Savage Types Media, Berlin

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-263-2

Hamburg Sankt Pauli, Sommer 1913

Kälte und Finsternis hielten ihren Körper im Klammergriff, lähmten ihr Hirn und krallten sich um ihr Herz. Alles in ihr fühlte sich taub an, taub und tot. Sie hielt die Brust des Toten umklammert, sein Kopf lag auf ihrer Schulter. Der Gestank, der von dem Mann ausging, war bestialisch. Louise kämpfte gegen die aufkommende Übelkeit an, sie atmete flach durch den Mund. Es gab kein Entkommen, nicht aus dem Keller, nicht aus der Situation – sie musste dem Fremden neben ihr helfen, die Leiche des Mannes, an dessen Tod sie beide schuldig waren, zu verstecken.

Noch vor drei Tagen hatte sie mit Viktor im gleißenden Sonnenlicht auf der Horner Rennbahn gestanden, eine glückliche Frau, reich beschenkt vom Leben, ausgestattet mit allem, was das Herz sich wünschte: Schönheit, Reichtum, Liebe.

Und jetzt ...

Aber es half nicht, zu grübeln und zu fragen, Louise biss die Zähne zusammen, alles, was sie wollte, war, wieder an die Oberfläche zu kommen. Nicht nur aus dem Erdkeller zu fliehen, vor dem Toten und vor dem Mann, von dem sie nichts wusste, aber der sie wahrscheinlich vor Schlimmerem bewahrt hatte. Nein, nicht nur das, sie sehnte sich zudem danach, das Licht der Hoffnung zu sehen, Hoffnung auf ein unbeschwertes Leben, endlich wieder sorglos sein zu dürfen!

Stattdessen war sie tief gefallen. In kürzester Zeit hatte das Schicksal Louise von der Sonnenseite des Lebens in den dunk-

len Schatten getrieben. Viktor. Der einstmals geliebte Name war bitter wie Galle geworden. Viktor trug die Schuld daran! Sollte sie ihn jemals wiedersehen, würde sie Rache nehmen, schwor sich Louise.

Aber vorerst hatte sie keine Vorstellung davon, wie sie sich aus ihrer schrecklichen Lage befreien sollte.

Einige Tage zuvor

1.

Die Erde erzitterte. Der hölzerne Boden der Tribüne unter Louises Füßen vibrierte, alles versetzten die Pferdehufe mit ihrem donnernden Galopp in Schwingung. Louise sah den Schaum, der den Tieren von der Schnauze rann, um dann wie in Fetzen durch die Luft zu fliegen. Schweiß glitzerte auf dem Fell der mächtigen Gäule, sie sah das Weiß in ihren Augen. Die vor Anstrengung verzerrten Gesichter der Jockeys, ihre schmalen Körper, die sich aus den Sätteln hoben, sah, wie sie die Zügel umklammerten und die Reitpeitschen schwangen.

Ihr war egal, wer als Erster ins Ziel galoppierte, ihr ging es nicht um den Sieg – Louise wettete nicht, sie setzte auf kein Pferd –, was sie genoss, war das Spektakel drum herum.

Die Horner Rennbahn war an diesem Sonntag gut besucht, irgendein besonderes Derby fand heute statt, Viktor hatte ihr bestimmt gesagt, worum es ging, aber Louise hatte die unnütze Information sofort aus ihrem Kopf verbannt.

An diesem heißen Junitag brannte die Sonne unbarmherzig auf die Galopprennbahn, Louise aber stand mit Hunderten anderen auf der beschatteten Tribüne, die für Ehrengäste reserviert war. Sie trug ein traumhaft schönes Kleid aus heller Seide, die knisterte, als wäre sie elektrisch aufgeladen. Der Champagnerkelch in ihrer Hand war von der Kälte des perlenden Getränks darin beschlagen. Louise nippte und sah um sich herum

Frauen mit ausladenden Hüten, auf denen üppige Stoffblumen drapiert waren, weiße Sommerkleider, wogende Busen, die Männer trugen helle Dreiteiler und dazu Kreissägen aus Stroh. Lautstark feuerten die Herren ihre Favoriten auf der Rennbahn an, fröhlicher und ausgelassener konnte die Stimmung nicht sein.

Ein traumhafter, ein perfekter Sommertag. Louise warf einen Blick auf Viktor. Er bemerkte sie nicht, war vollkommen auf das Geschehen auf der Bahn konzentriert, und so konnte sie sein scharf geschnittenes Profil studieren, das sie über alles liebte. Seine Nase, die etwas zu groß geraten war, mit einem kleinen Höcker in der Mitte, der seinem ebenmäßigen und viel zu attraktiven Gesicht das Besondere, leicht verwegene Etwas verlieh. Den schwarzen Oberlippenbart, akkurat gestutzt und nach der Mode an den Enden keck nach oben gedreht. Seine hohen markanten Wangenknochen – ach, sie konnte sich nicht sattsehen. Seit zwei Jahren wachte sie jeden Morgen – also gut, fast jeden Morgen – neben diesem Mann auf, ihr erster Blick galt stets dem Gesicht, das Michelangelo nicht schöner hätte entwerfen können. Wie sehr liebte sie ihn!

Der jäh ausbrechende Jubel setzte Louises verliebten Schwärmerereien ein Ende, Viktor riss sich den Strohhut vom Kopf und warf ihn triumphierend in die Menge. Louise bemerkte, dass sein Antlitz dem der Pferde nicht unähnlich war – auch bei ihm sah sie im Moment der ekstatischen Freude das Weiß der Augen riesig werden, die Schweißperlen, die ihm von der Stirn rannen, als er einen orgiastischen Jubelschrei ausstieß.

Sobald sich die Aufregung um das beendete Rennen gelegt hatte, wandte Viktor sich an sie. »Liebling, ich hole meinen Gewinn ab. Vergnüge dich ein wenig.«

»Aber ...« Louise wollte einwenden, dass sie mit ihm kommen wollte, aber da hatte Viktor sich bereits von ihr entfernt, sie sah seinen schwarzen Schopf in der Menge davoneilen. Dann

drehte er sich plötzlich noch einmal um und rief: »Ich finde dich!«

Louise nickte, winkte, nahm einen letzten Schluck von ihrem Champagner und stellte das Glas auf der Bank ab. Sie sah sich um. Ach, Hamburg, dachte sie, ach, dieses Leben! Endlich wieder im Kaiserreich, wie genoss sie es, jedes Wort, das in ihrer Nähe gesprochen wurde, zu verstehen. An welchen Ort auch immer sie in den vergangenen zwei Jahren gereist waren, stets waren sie fremd gewesen. Außer in Baden-Baden, aber ihr war, als würde dort mehr Russisch als Deutsch gesprochen. In Biarritz, in Zürich, in Triest, Marseille, Paris, kurz: An all den vielen Orten, die sie besucht hatten, waren sie fern der Heimat. Sie waren Reisende, nirgendwo hatten sie bis jetzt Wurzeln geschlagen, ihr gefiel dieses Leben, weil es Viktor gefiel. Manchmal lebten sie in Hotels, woanders mietete er möblierte Wohnungen für sie an, oder sie waren bei Bekannten von ihm zu Gast. Noch nie aber waren sie an einem Ort länger als zwei Monate geblieben.

Hamburg sagte Louise auf Anhieb zu, auch wenn sie noch nicht allzu viel von der Stadt gesehen hatte. Aber sie mochte das Vertraute, sie verstand die Menschen, die sie umgaben, sprach ihre Sprache, kannte die Gepflogenheiten. Auch wenn das Ausland sie faszinierte – wie wundervoll war es in Florenz gewesen! –, aber in den letzten Wochen und Monaten hatte sie gespürt, dass sie sich nach einem Zuhause sehnte. Nach Sesshaftigkeit. Zwei Jahre war es her, dass sie ihr Elternhaus mit Viktor verlassen hatte – Hals über Kopf geflüchtet, um ehrlich zu sein, Louise schob die Erinnerung von sich, verschloss sie tief in ihrem Herzen, das Unglück von damals brach ihr bis heute das Herz und trieb ihr Tränen der Verzweiflung in die Augen. Bloß nicht daran denken! Seither waren sie wie Vagabunden umhergezogen. Sie wechselten Orte und Kleider, Koffer und manchmal auch ihre Namen. Ein Spiel, Viktor liebte

Scharaden, sie machten sich einen Scherz daraus. Und auch wenn Louise mutmaßte, dass sich mehr dahinter verbarg als nur ein Spiel: Sie wollte es gar nicht wissen. Sie fand es prickelnd, als Gräfin Nathalie de Beaumarchais angesprochen zu werden oder als Contessa Antonia Valladio!

Louise spannte ihr besticktes Schirmchen zum Schutz vor der Sonne auf und wandelte zwischen den Besuchern der Galopprennbahn umher. Sie kannte kaum jemanden beim Namen, aber einige Gesichter kamen ihr von gesellschaftlichen Veranstaltungen der vergangenen Wochen durchaus bekannt vor. Sie sah den jungen Baron von Stetten mit seinem Freund Meinhard Tannenberg, man munkelte, ihre Freundschaft sei mehr als platonisch ... Der Leiter einer Nervenheilanstalt mit Gattin war unter den Zuschauern ebenso wie eine Operndiva oder auch Albert Ballin, der bekannte Reeder.

Ein Grüppchen Damen stand beieinander, sie steckten die Köpfe zusammen, bestimmt tauschten sie den neuesten Klatsch und Tratsch aus, war die eine mit dem grau gelockten Haar nicht die Freifrau von irgendwas, bei der sie und Viktor letztens zur Soirée geladen waren? Louise wünschte, sie könnte bei dieser Gruppe stehen, inmitten ihrer Freundinnen, sich ihnen anvertrauen und Geheimnisse miteinander teilen. Wenn sie ihr Leben mit Viktor Revue passieren ließ, so war es das, was ihr am meisten fehlte: eine Freundin. Vertraute. Ihre beiden Schwestern. Andere Frauen, mit denen sie über das sprechen konnte, was sie bewegte. Gewiss, sie hatte Viktor, ihren Ehemann, und natürlich vertraute sie sich ihm an, aber sprach man mit seinem Gatten nicht doch etwas anders als mit einer Busenfreundin? »Weiberkram«, pflegte Viktor manchmal zu sagen, dann lachte er und küsste sie. Und wie er sie küsste! Und dennoch, da war ein nagendes Gefühl in ihrer Brust ...

In diesem Moment blickte die grauhaarige Frau, deren Namen Louise entfallen war, auf und sah sie an.

Louise lächelte und grüßte stumm. Vielleicht würden die Damen sie heranwinken, sie bitten, sich zu ihnen zu gesellen?

Die Frau erwiderte ihren Gruß jedoch nicht, stattdessen zog sie die Brauen zusammen, beugte sich etwas tiefer in die Runde ihrer Freundinnen, die plötzlich wie auf ein Zeichen ihre Köpfe zu Louise drehten und sie musterten. Nicht eben freundlich, wie ihr schien. Aber warum?

Irritiert drehte Louise sich um und suchte in der Menge nach dem schwarzen Schopf ihres Mannes.

»Na, was sucht mein Püppchen denn?«

»Ich bin nicht dein Püppchen!«

Viktor ignorierte ihren Einwand, schlang seine Arme um sie und drehte sie zu sich herum. Seine braunen Augen strahlten einen fast unnatürlichen Glanz aus, es war ein Glanz, den Louise nur zu gut kannte: die Euphorie des Gewinnens. Und tatsächlich zog er aus der Innentasche seines Jacketts ein dickes Bündel Banknoten und wedelte ihr damit vor der Nase herum. »Komm, wir gehen.«

»Schon? Aber ich dachte ... es hat doch eben erst begonnen?«

Viktor leckte sich über die Lippen und sah sich um. In der Ferne erkannte Louise zwei Männer, die sie noch nie gesehen hatte, die in ihre Richtung schauten, miteinander sprachen und sich dann eilig in Bewegung setzten – direkt auf sie zu. Viktor musste sie ebenfalls bemerkt haben, er ergriff Louises Hand und zog sie mit festem Griff hinter sich her. Sie wollte sich wehren, aber er war unerbittlich.

Vor dem Ausgang der Rennbahn standen Landauer, Vier-spänner, Kraft- und Pferdetrochken dicht an dicht, die Fahrer bildeten Grüppchen und klönten, einige machten auf ihrem Bock ein Nickerchen, keiner jedoch rechnete jetzt schon mit Kundschaft, das Rennen war in vollem Gange. Viktor steuerte eine Krafttrochke an, der Chauffeur sprang auf und öffnete ihnen den Verschlag.

»Spielbudenplatz«, befahl Viktor, Louise sah ihn fragend an.
»Wir feiern den Gewinn, meine Prinzessin.«

Louise wollte einwenden, dass sie dies doch auf der Rennbahn hätten tun können, aber sie schluckte den Einwand herunter. Viktor tat, was er sich in den Kopf gesetzt hatte. Er war sprunghaft, und besonders sprunghaft war er dann, wenn er gewonnen hatte. Unzählige Male hatten sie überstürzt abreisen müssen, manchmal Hals über Kopf, sodass ihr Gepäck ihnen erst Tage später folgte. Sie hatte sich daran gewöhnt, denn wenn Viktor gewonnen hatte, war seine Laune stets überbordend gut, so wie auch in diesem Moment. Er pffte ein Lied, streichelte ihre Hand, Schalk lag in seinen Augen, genießerisch lehnte er sich in die ledernen Polster der Droschke. Einmal, in den ersten Wochen ihrer Ehe, hatte sie ihn gefragt, ob er am Spieltisch sein Geld verdiene, aber Viktor hatte nur gelacht. Nein, er sei reisender Geschäftsmann und das Spiel lediglich ein entspannender Ausgleich zu den harten Geschäftsverhandlungen, die er führen musste.

Tatsächlich hatte er sie immer wieder für einige Stunden allein gelassen, im Hotel oder einmal, in Triest, da hatte sie geschlagene vier Stunden in einem Café auf seine Rückkehr gewartet. Meistens allerdings nutzte Louise die Zeit und frönte ihrer Leidenschaft: Sie besuchte für ihr Leben gern Museen und Gemäldegalerien, konnte sich, vor allem in Italien, nicht sattsehen an Tizian, Tintoretto oder Caravaggio. Wenn Viktor einen guten Geschäftsabschluss getätigt hatte, zeigte er sich außerdem stets spendabel, schenkte ihr Schmuck, führte sie in die Oper, kaufte teure Kleider.

Manchmal überwältigte sie allerdings das Heimweh nach Potsdam, und der Schmerz, nicht zu ihrer Familie zurückkehren zu können, nahm ihr den Atem.

Louise hatte Schuld auf sich geladen, und auch wenn eine Stimme tief in ihrem Inneren ihr sagte, dass es an der Zeit war, bei ihren Schwestern Abbitte zu leisten, ihre Mutter in die Arme

zu schließen und um Vergebung zu bitten, war sie noch nicht so weit. Stattdessen fokussierte Louise sich auf Viktor – den einzigen Menschen, der ihr geblieben war.

Und außerdem: Mit wem außer ihm konnte sie dieses Leben führen? Wollte sie das Weibchen sein, das in irgendeiner Wohnung saß, wie ein Vogel in seinem Käfig, und darauf wartete, dass der Gatte am Abend ermattet von der Arbeit kam? Nein, fand Louise, sie hatte auf alle Fälle das große Los gezogen. Ihr Ehemann war berauschend schön, einfallsreich, wagemutig, und ihr gemeinsames Leben war eines im Überfluss, sie reisten kreuz und quer durch Europa, verkehrten mit wichtigen Leuten, und ganz en passant gelangte sie so zu einer universellen Bildung. Sie hatte den Louvre in Paris besucht, die Mailänder Scala und das Natural History Museum in London. Für nichts in der Welt hätte Louise ihr Leben eintauschen wollen.

Ermattet war sie dennoch.

»Mir gefällt es hier«, sagte sie und beobachtete die wie hingetupften hellen Segel auf der Alster, während sie in der Droschke rasch daran vorbeizogen. Der Chauffeur hatte erklärt, dass sie den kleinen Schlenker machen mussten, auf der direkten Route seien zu viele Baustellen und Sperrungen, die Innenstadt sähe aus, als hätte eine übergroße Maulwurfsfamilie alles umgegraben – der Bau der U-Bahn forderte seinen Tribut von den Hamburgern.

»Warum gehen wir nicht hierhin?«, fragte Louise und deutete auf den mondänen *Alsterpavillon*. Die rot beschirmten Baldachine vor dem Eingang funkelten im hellen Sonnenschein.

Viktor schnaubte missbilligend. »Banal«, urteilte er, »dort, wo wir hingehen, tobt das echte Leben.«

Louise fing den verwunderten Blick des Chauffeurs im Rückspiegel auf. Sie war gespannt.

Der Wagen hielt auf dem weiträumigen Platz. Viktor schmiss dem Droschkenkutscher einen Schein in den Schoß, stieg aus

und half Louise aus dem Wagen. Die Gegend war nicht allzu belebt, an einem Sonntag wie diesem zog es die Städter nach draußen, in die grünen Vororte. Nach Flottbek oder nach Stade, in die Vier- und Marschlande oder gleich ans Meer. Die weniger Begüterten drängelten sich an einem der vielen Kanäle, am Elbstrand oder in den Parks. Wer in der Stadt geblieben war, flanierete durch die Alleen, am Jungfernstieg oder eben hier, weniger mondän, zwischen den Bäumen den Spielbudenplatz hinauf und hinunter. Louise sah mit einem Blick, dass die meisten Etablissements rund um den Platz noch geschlossen hatten. Hier drängten sich Gaststätten und Varietés, Lichtspielhäuser und Tanzhallen aneinander. Vor einigen der Läden drückten sich Anreißer herum und sprachen die Vorbeigehenden an, eher schaumgebremst, Louise vermutete, dass sie erst gegen Abend zu voller Form aufliefen – nach allem, was sie über Sankt Pauli gehört hatte.

Viktor beobachtete sie schmunzelnd. »Das ist keine Gegend, in der sich eine junge Lady wie du allein herumtreiben sollte«, sagte er, und die Enden seines schmalen Schnurrbarts zuckten. »Jedenfalls nicht nach Anbruch der Dunkelheit.«

»Ich finde, das sieht ganz manierlich aus. Außerdem unterschätzt du mich. Ich kann ganz gut auf mich selbst aufpassen.«

Viktor neigte den Kopf. »Das wage ich zu bezweifeln, mein Täubchen.«

Louise schwieg. Sie mochte es, dass Viktor sie auf Händen trug, aber die Kosenamen, die er ihr gab – Püppchen oder Täubchen –, zeugten nicht gerade von der Anerkennung, die sie sich wünschte. Dass die Frauen ihrer Zeit danach strebten, auf eigenen Füßen zu stehen und den Männern ebenbürtig zu sein, war auch an ihr nicht vorübergegangen. Und so bequem sie es fand, auf großem Fuß zu leben und Viktor die Sorge zu überlassen, woher das Geld für ihren Lebensstil kam, so wenig wollte sie zur bloßen Staffage degradiert werden. Sie wünschte sich An-

erkennung und eine Partnerschaft auf Augenhöhe und wollte so gerne eine moderne, emanzipierte Frau sein.

Louise drehte sich zu den bodentiefen Fenstern der Gaststätte, vor der sie auf dem Trottoir standen. Die großen Scheiben reflektierten das Sonnenlicht, sodass sie das Innere nicht richtig erkennen konnte, sah aber große Kristalllüster und vorne an den Scheiben kleine Bistrotische mit Wiener Kaffeehausstühlen.

»Das ist mehr als manierlich. Das ist eine Sensation.« Viktor bot ihr seinen Arm, sie hakte sich ein, und gemeinsam betraten sie das Etablissement.

Louise verschlug es den Atem. Zwar war der Raum, der sich vor ihnen öffnete, weder besonders luxuriös noch extravagant. Eine gehobene Gaststätte, wie sie schon viele gesehen hatte: Der lang gezogene Raum vollgestellt mit Tischen, kleineren und größeren, um die geschwungene Holzstühle gruppiert waren, an der Decke hingen üppige Lüster aus Kristall. Am hinteren Ende spielte auf einer Empore eine Kapelle.

Nein, das Besondere an diesem Etablissement war zum einen die außergewöhnliche Länge des Tresens, der sich über die gesamte seitliche Wand erstreckte. Was mochten das sein: fünfzehn Meter, zwanzig? Aber nicht allein das beeindruckte Louise tief. Die Einzigartigkeit von *Piefo's Hamburg-Amerika-Bar* – so der Name der Gaststätte, wie Viktor ihr beim Betreten sagte – machten die Frauen hinter der Bar aus. Fünfzehn Damen, eine attraktiver als die andere, anständig gekleidet und sorgfältig frisiert, standen hinter dem langen Tresen und waren damit beschäftigt, Schüttelgetränke zu mixen! Viktor wollte Louise zu einem Tisch in der hinteren Ecke führen, aber sie nötigte ihn, an der Theke auf den davorstehenden hohen Stühlen Platz zu nehmen, sie wollte den Damen bei ihrer außergewöhnlichen Tätigkeit zusehen. Fasziniert verfolgte sie, wie jede der Frauen, die eine Bestellung entgegennahm, zielstrebig zu den hinter ihr stehenden Spirituosen im gläsernen Regal griff,

einen Schuss hiervon und einen davon entweder direkt ins Glas gab oder in einen der blitzenden Cocktailshaker, die Louise bereits auf ihren Reisen in Hotelbars gesehen hatte. Große Behälter mit Eis, in Würfeln, aber auch zerkleinert, standen bereit, davon kam jeweils eine gute Handvoll ins Glas oder in den Shaker, und dann zeigten die Mixerinnen ihre Kunst. Da wurde nicht einfach geschüttelt, nein, es hob ein Ballett mit gleichzeitigem Konzert an, die Frauen vollführten regelrechte Choreografien – über ihren Köpfen zumeist – und demonstrierten auf das Schönste, woher sich der Name »Schüttelgetränk« ableitete. Die Cocktails wurden in völlig unterschiedlichen Gläsern serviert, mal zierte eine Orangenscheibe das Glas, mal ein Rand aus Zucker. Staunend beobachtete Louise, dass ein Getränk mit einer grünen Olive serviert wurde, für ein anderes quetschte die Barfrau grüne Zitronen aus. Was für ein außergewöhnliches Etablissement! Jetzt verstand Louise, warum Viktor den *Alsterpavillon* als »banal« bezeichnet hatte. Das Publikum war deutlich bürgerlicher, als die Lage der Bar erwarten ließ, und weniger hochnäsiger als im Pavillon. Hier verkehrte weder die Haute Volée noch der Plebs, keine Seeleute oder Frauen, die ihre Körper in den Gassen des Viertels verkauften. Durchgängig gut gekleidete Männer und Frauen, die vielleicht von einem Ausflugsdampfer von den Landungsbrücken den Weg hierher gefunden hatten, um so wie sie die Bartenderinnen zu bestaunen. Die Atmosphäre war locker und ungezwungen und dem Sommertag entsprechend fröhlich. Die *Hamburg-Amerika-Bar* war eine vierundzwanzig Stunden geöffnete Sensation.

Viktor bestellte die erste Runde, dann entschuldigte er sich bei Louise, er müsse ein dringendes Ferngespräch erledigen.

In der Regel trank Louise Champagner, pur oder auf Eis, aber heute machte sie eine Ausnahme, Viktor hatte darauf bestanden.

Der erste Drink kam in einem eleganten Glas mit hohem Stiel, auf dem Boden des Kelchs lag eine eingelegte Kirsche. An den Namen des Getränks erinnerte sich Louise später genauso wenig wie an alle anderen, überhaupt blieb ihr von dem Abend kaum etwas im Gedächtnis – nur, dass die Dame hinter der Bar Viktor schöne Augen machte (oder er ihr?) und dass die Cocktails, die sie Louise servierte, einer köstlicher als der andere waren. Alles andere versank im Nebel.

Fast alles. Denn kurz bevor Viktor ihr vom Barhocker half und sie gleich darauf wie von Zauberhand ins Bett verfrachtet wurde, tauchte aus der Watte in ihrem Kopf noch das Gesicht eines Mannes auf. Eines Mannes, den sie nicht kannte, aber Viktor offensichtlich. Der Mann, groß und mit vor Aufregung gerötetem Gesicht, hatte versucht, Viktor am Kragen zu packen, die beiden hatten Streit, es war laut geworden, und ein paar andere Gäste aus der Bar hatten die beiden Männer voneinander getrennt. Hatte sie Viktor gefragt, wer der Mann gewesen war? Hatte Viktor ihr eine Antwort gegeben? Sie erinnerte sich nicht.

Louise erwachte am Morgen von der Sonne, die ins Zimmer fiel, versuchte, die Augen zu öffnen, aber das Licht fuhr ihr wie ein scharfes Messer in den Schädel. Sie nahm die seidene Schlafmaske von ihrem Nachttisch, streifte sie über und drehte sich noch einmal auf die andere Seite. Das Zimmer drehte sich mit ihr, die Schmerzen in ihrem Kopf waren schier unerträglich. Louise tastete nach ihrem Mann, doch seine Seite des Betts war leer. Viktor schien bereits aufgestanden zu sein.

Ein zweites Mal wurde sie nicht von der Sonne, sondern vom Klopfen an der Zimmertür geweckt. War das der Zimmerservice? Seit wann klopfte das Mädchen so frech? Und warum in drei Teufels Namen öffnete Viktor nicht die Tür?

Louise zog sich das Kissen über die Ohren, aber wer auch immer der impertinente Mensch war, der nun mit der Faust an

die Tür zu hämmern schien, er kannte keine Gnade. Das konnte unmöglich der Zimmerservice sein, so etwas nahmen sich die Mädchen nicht heraus.

Nach einer halben Ewigkeit schälte sie sich stöhnend aus dem Bett, ein Konzert, geschrieben für siebzehn Hämmer und eine singende Säge, setzte in ihrem Kopf ein, sie schnappte sich den Morgenmantel und lief durch die Suite zur Tür.

Ein ihr gänzlich unbekannter Mann stand vor der Tür.

»Bitte?«

»Louise Dumont?« Der Unbekannte, ein Kerl von Ende zwanzig, anständig gekleidet, Louise sah eine goldene Uhrkette sowie eine diamantbesetzte Krawattennadel, machte ein zerknirschtes Gesicht.

Sie nickte. Oh, der Kopf! »Und Sie sind?«

»Das tut nichts zur Sache. Darf ich eintreten?«

Louise raffte den Morgenmantel vor ihrer Brust fester zusammen, zu dem Konzert gesellte sich nun eine weitere singende Säge hinzu. Ihr war flau, die Beine wollten unter ihr nachgeben, sie würde sofort wieder ins Bett gehen, sobald sie den Fremden abgewimmelt hatte.

»Auf gar keinen Fall. Ich kenne Sie nicht. Kommen Sie wieder, wenn mein Mann ...«

»Um ihn geht es.« Der Unbekannte trat einen Schritt vor, es fehlte nicht viel, und er hätte seinen Fuß in die Tür gestellt, die Louise instinktiv weiter zuzog. »Ich bin gewiss, dass Sie nicht möchten, dass Ihre Nachbarn hören, was ich zu sagen habe.« Er zog seinen Hut, senkte den Kopf und flüsterte: »Ich muss Ihnen Mitteilung machen über den Verbleib Ihres bedauernswerten Gemahls.«

Diese Worte veranlassten Louise dazu, ihre Vorsicht über Bord zu werfen, sie zog die Tür auf, ließ den Mann eintreten und wich an die Wand zurück. »Wo ist Viktor? Ich dachte ...«, ... er wäre hier, vervollkommnete sie im Geist den Satz, sprach

ihn jedoch nicht aus, denn welches Licht hätte das auf sie geworfen?

Wenige Sekunden später war ihr vollkommen gleich, in welchem Licht sie dastand, denn der Mann hatte ihr einen Zettel überreicht, *Totenschein* stand darauf in großen schwarzen Lettern geschrieben, und darunter erkannte sie den Namen ihres Mannes in gestochen scharfen Buchstaben. *Viktor Joseph Jacques Dumont, geboren am 7. August 1883, verstorben am 19. Juni 1913 um 4.25 Uhr an den Folgen einer Schussverletzung.*

Das konnte nur ein Scherz sein. Ein schlechter, ein rabenschwarzer Scherz.

Louise, deren Geist noch nicht imstande war, Zusammenhänge jedweder Art zu erkennen, geschweige denn, Schlussfolgerungen zu ziehen, stammelte nur. »Sie schulden mir eine Erklärung.«

Der Fremde wurde nervös. Er drehte seinen Hut in den Händen, leckte sich über die Lippen. »Ihr Mann hat sich heute früh duelliert. Leider hat die Kugel des Gegners ihn getroffen. Er war sofort tot. Der anwesende Arzt hat sein Ableben festgestellt und den Totenschein ausgefüllt.«

Louise hörte die Worte sehr wohl, aber sie setzten sich nicht zu einem sinnergebenden Ganzen zusammen. »Duelliert? Heute Morgen? Aber weshalb, mit wem? Und wo ist er jetzt?«

»Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Sie wissen, dass Duelle unter Strafe gestellt wurden. Um die Beteiligten zu schützen, haben wir Viktors Körper ...« Er hielt inne, wusste anscheinend nicht weiter, und erst jetzt drangen seine Worte zu ihr durch. Tot? Schussverletzung? Sein Körper?

»Sie haben was?« Louise hörte, dass sie schrie, ihre Stimme überschlug sich. »Wo ist er?«

Sie packte den Mann an seinem Jackett, wollte ihn schütteln, so lange, bis er ihr sagte, was wirklich geschehen war, wo Viktor war, ihr über alles geliebter Viktor! Aber der Unbekannte wand

sich wie ein Aal aus ihrer Umklammerung, riss die Tür auf und flüchtete ins Treppenhaus.

Louise brach vor der Zimmertür zusammen.

2.

Vorsichtig schob er den Ring über den Tisch. Matt funkelndes Silber auf dunklem Holz. Ein Vermögen hatte ihn der Ring gekostet, ein Monatsgehalt, er hatte sich jeden Pfennig vom Munde abgespart. Aber Paul hatte es gern getan, das Geld reute ihn nicht, alles hätte er für ihre Liebe geopfert. In einem gewissen Sinn tat er das auch jetzt. Er rettete ihre Liebe oder das, was von ihr noch übrig geblieben war, indem er darauf verzichtete.

Marie stand zum Fenster gewandt, sie warf nur kurz einen Blick über die Schulter auf das Ringlein zwischen ihnen, dann starrte sie weiter auf die gegenüberliegende Häuserfront. Sie sah ihn nicht an, ließ nicht erkennen, was sie dachte.

»Du bist frei«, sagte Paul mit rauer Stimme. Er wartete noch einen Moment auf ihre Reaktion, sah, wie ihre Schultern leicht zuckten, aber als er sicher war, dass keine weitere Geste kommen würde, kein erlösendes Wort, verließ er das Zimmer. Lief ein letztes Mal durch die kleine Wohnung, ihr Nest, hängte sich den Wäschebeutel über die Schultern, nahm seinen Koffer, ließ hinter sich die Tür ins Schloss fallen und ging mit schweren Schritten die Treppen hinab.

»Moin, Paul!«

Herr Habenschaden kam ihm entgegen. Paul nickte nur, kein Wort brachte er über die Lippen. Gern hätte er sich von Habenschaden verabschiedet, ihm gesagt, dass er niemals wiederkommen würde, dass er ihm nicht mehr helfen konnte, die Kohlen aus dem Keller in die dritte Etage zu tragen. Dass Habenschaden nun nie wieder hören würde, wie er morgens beim Rasieren ein

Liedchen pff. Obwohl, dachte Paul, das hatte seit Monaten kein anderer Mieter mehr von ihm gehört. Seit dem Unglück.

Sein Nachbar war schon außer Sicht, da hielt Paul dennoch inne. Er beugte seinen Kopf über das Treppengeländer. »Herr Habenschaden! Passen Sie ein bisschen auf Marie auf, ja?«

Der Kopf des Älteren ragte nun oben im Dritten auch übers Geländer. Fragender Blick.

»Ich komm nicht mehr«, Paul senkte seine Stimme. »Ist nicht gut gegangen.«

»Ach, Junge.« Habenschaden zog die Stirn in Falten. »Denn man tau.«

Paul nickte nur. Winken war nicht drin, der rechte Arm hielt den Koffer. Der linke ... nun ja.

Der strahlende Sonnenschein, der ihn auf der Straße empfing, beleidigte ihn. Es war ein Wetter, Sonntagswetter zumal, wo alle Welt in bester Laune schöne Dinge zu machen schien. Die Kinder in der Gasse jagten kreischend einem Ball aus Lumpen hinterher. Drei alte Männer saßen auf den Stufen zum Hauseingang, rauchten Pfeife und klönten. Jemand sang, schief und krumm, aber er sang. Vor Paul liefen zwei junge Mädchen her, in ihren Sonntagskleidern, sie tuschelten miteinander, kicherten, ihr Gang war beschwingt.

Er bog um zwei Ecken, erreichte die Roosenstraße, und hier tobte das Leben. Kutschen, Automobile ohne Verdeck, Familien beim Sonntagsspaziergang, Frauen mit zierlichen Sonnenschirmchen, Leichtigkeit lag in der Luft, das ganze Hamburger Sommerleben wie eine einzige große Regatta. Nur er, Paul Klincker, schlich über das Pflaster, düstere Laune im Gepäck. Vor fünf Minuten hatte er sich von seiner Zukunft verabschiedet. Von allem, was ihm lieb und teuer war. Von Marie, von dem Wunsch, eine Familie zu gründen. Von Kindern. Davon, ein treusorgender Ernährer zu sein.

Vorbei.

Sein Leben lag in Trümmern, er war gerade einmal sechsundzwanzig.

Niemals hätte er geglaubt, dass die Liebe zwischen Marie und ihm endlich sein würde. Auf den ersten Blick hatten sie einander erkannt, hatten von einem gemeinsamen Leben mit Ehe, Kindern und einem kleinen Häuschen geträumt. Paul hatte es nicht für möglich gehalten, dass das feste Band zwischen ihnen brüchig werden konnte oder gar reißen würde, und doch war es so gekommen. Das Unglück, das niemand hatte voraussehen können, hatte einen Keil zwischen sie getrieben. Marie hatte sich bemüht um ihn, hatte ihm immer wieder zu verstehen gegeben, dass seine Verletzung ihrer Liebe keinen Abbruch tat. Aber er – er war bitter geworden. Zynisch. Hatte seine Frau abgewehrt, hatte ihr nicht mehr glauben können, dass sie ihn liebte, versehrt, wie er war. Unfähig, weiter seiner Arbeit nachzugehen, die so viel für ihn bedeutet hatte. Schleichend hatte sich das Gift zwischen ihnen ausgebreitet, und irgendwann hatte er es geschafft, dass Marie sich von ihm abwandte. Er musste mit anhören, wie sie heimlich weinte. Sah den Blick, mit dem sie ihn musterte. Ihr Mitleid hatte er nicht gewollt, dafür bekam er irgendwann ihre Kälte zu spüren. Sie sprachen nicht mehr von Kindern, nicht mehr von Zukunft. Oder gar Heirat. Paul erkannte, dass er Marie in seinen finsternen Abgrund riss, das hatte sie nicht verdient. Deshalb hatte er sich zu dem schweren Schritt entschieden und den Verlobungsring zurückgegeben. Noch war es für sie nicht zu spät. Marie war jung und schön, sie würde einen anderen finden, einen, der ihr das Glück zurückgab, das Paul ihr aus dem Herzen gesogen hatte wie ein düsterer Vampir.

Ein kleiner Junge baute sich vor ihm auf, versperrte ihm den Weg und riss ihn aus seinen Gedanken. »'n Groschen, der Herr?«

Paul blickte auf die kleine, völlig verdreckte Hand, die sich ihm entgegenstreckte. Sechs oder sieben, älter war der Wicht nicht. Eines von unzähligen armen Kindern, die in den Straßen der Großstadt bettelten.

»Wenn ich wüsste, dass du den Groschen behalten darfst, würde ich dir was geben.« Paul machte eine kleine Kurve um den Jungen, der ihn verdattert ansah. Noch vor wenigen Monaten hätte Paul ihn gepackt, den Arm auf den Rücken gedreht und in den Nacken geschaut. Hätte er die Tätowierung entdeckt, hätte er Bescheid gewusst und den Straßenkötter ins Verhör genommen. Früher. Jetzt hatte er nicht mal eine Hand frei, um sich gegen den Bengel zu wehren. Er besaß ja nur noch eine.

»Ach, Junge«, sagte seine Mutter, genau wie Herr Habenschaden. Sie hatte ihm die Tür geöffnet und trat nun beiseite, damit er in ihr kleines Reich eintreten konnte. Der Duft von Linseneintopf empfing ihn, mit Speckschwarte, das konnte er riechen. Er stellte den Koffer ab, ließ den Wäschesack von der Schulter gleiten und umarmte seine Mutter. Ihm war zum Heulen zumute. Ein erwachsener Mann, der auf der ganzen Linie gescheitert war, hing wieder am Rockzipfel seiner Mutter. Zum Glück bekam sein Vater nichts mehr davon mit.

»Wie geht's Papa?« Er warf einen Blick in den Verschlag unter der Treppe. Das Behelfsräumchen hatte er damals gezimmert, es passte gerade mal das Bett hinein, außerdem hatte Paul einen Durchbruch in der Wand geschaffen und ein Fenster eingesetzt, so kamen Licht und Luft in den kleinen Verschlag. Ein Jahr war es her, damals war er ein kräftiger Mann gewesen, voller Tatendrang, ein begabter Handwerker, stolz auf seiner Hände Arbeit.

Sein Vater hatte die Augen geschlossen und schlief. Bei jedem Atemzug rasselte seine Lunge, es hörte sich an, als ob Kohlenhändler Franzke ein paar Tonnen Briketts in den Keller schüttete.

Paul ging in die Küche, wusch sich die Hände, setzte sich an

den Tisch und bekam die dicke Linsensuppe vor die Nase gestellt, über die er sich mit Heißhunger hermachte. Seine Mutter setzte sich dazu, ihre Hände, schwielige, rot geschrubhte Arbeiterhände, lagen gefaltet auf dem Tisch. Sie sprachen nicht, bis er aufgegessen hatte und den Teller von sich schob.

»Wie hat Marie es aufgenommen?« Martha Klinker löste ihre Hände voneinander und wischte verlegen über die Tischplatte, als glättete sie ein Tischtuch, das es nicht gab.

»Kein Wort.« Paul stand auf und tauchte den Suppenteller in das Spülwasser. »Kein Sterbenswörtchen.« Er goss sich eine Tasse Kaffeeersatz ein und setzte sich wieder. »Sie ist froh, dass sie mich los ist. Wer will schon einen Einarmigen.«

Seine Mama seufzte tief. »Ach, Junge«, wiederholte sie, »ach, Junge«, und Paul hätte sie am liebsten angeschrien, sie solle aufhören, ihn so zu nennen, er war kein Junge mehr, er war ein Mann! Ein erwachsener Mann, der sein Leben versaut hatte! Das war er. Eine verdammte Elendsgestalt. Aber das wäre nicht gerecht gewesen, seine Mutter hielt zu ihm, durch dick und dünn, er würde immer ihr Junge bleiben.

»Vielleicht wär sie mit dem einen Arm schon klargekommen.« Martha blickte konzentriert auf die Tischplatte. Paul ahnte, was jetzt kam. Er hörte es nicht zum ersten Mal. »Aber dass du keine Hoffnung hast. Deine düsteren Gedanken ...«

Er schob den Stuhl vom Tisch weg, der ein hässliches Geräusch machte, stand abrupt auf und verließ die Küche. Nahm die Jacke vom Haken und öffnete die Tür. Dann hielt er inne. Es war nicht recht, einfach so zu gehen. »Ich suche Arbeit«, rief er in den dunklen Flur. »Wenn ich wiederkomme, kümmere ich mich um Papa.«

Eine Antwort wartete er nicht ab, zog die Tür ins Schloss und stand erneut im verhassten Sonnenlicht. Ihm schien, als vernähme er ein leises Echo: »Ach, Junge ...«

Wenigstens waren ihm noch beide Beine geblieben, dachte Paul, als er nach einer Stunde Fußmarsch den Eingang zum Zentral-Schlachthof am Neuen Kamp erreichte. Seine Beine waren verschont geblieben – wenn es nach seinen Peinigern gegangen wäre, hätte die Stahlwalze ihn mit Haut und Haar verschlungen, nichts mehr wäre von ihm geblieben, seine Knochen feines Mehl, alles andere Matsch. Wie oft wünschte er sich, es wäre so. Und niemand hätte ihn »gerettet«. Glück gehabt – wie oft hatte er das nach dem Unfall gehört. Glück? Ihn hatte das größte Pech ereilt.

Auf dem weitreichenden Gelände kamen ihm Schlachter entgegen, stolze Männer mit blutigen Schürzen, sie führten ihre Rinder am Strick von den Ställen in den Schlachthof und präsentierten sie den Käufern. Schlachter, das war ein ehrbarer Beruf, man sah den Männern den Stolz an, ihre Kraft, die jede ihrer Bewegungen demonstrierte. Paul entgingen die Blicke nicht, die sie ihm zuwarfen. Was will der hier, der Versehrte? Paul konnte nicht anders, als den Blick senken. Gerne wäre er ihren Blicken mit stolz geschwellter Brust begegnet, allein, er schaffte es nicht.

»Paul!« Eugen hieb ihm kraftvoll auf die Schulter. »Schön, dass du mal vorbeikommst!«

Mit einer langen Fleischergabel spießte sein Vetter das Endstück von einem Roastbeef auf, das er gerade in feine Scheiben geschnitten hatte. Es war noch warm und so zart wie Butter.

Eugen Baumwald hatte seinen Metzgereibetrieb direkt am Schlachthof, ein stark frequentiertes Geschäft. Vom frühen Morgen an standen die Kunden Schlange – unter ihnen die Viehhändler und Schlachter, aber auch Köche und Haushälterinnen, die für ihre Restaurants oder Herrschaften frisches Fleisch und Wurstwaren besorgten. Eugen war einer der Ersten, die Paul nach dem Unfall Hilfe angeboten hatten. Kein Mitleid, keine

aufmunternden Sprüche, sondern schlicht der Satz: »Wenn du Arbeit brauchst, dann komm zu mir.« Das rechnete Paul seinem Vetter hoch an. Sechs Monate hatte er gebraucht, um das Angebot anzunehmen, aber jetzt war er da, und Eugen, der fragte nicht und sagte nichts, machte keine Vorwürfe, sondern führte ihn in die Wurstküche und reichte ihm eine Schürze.

»Schlachtabfälle sortieren. Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen.« Er zeigte auf riesige Behälter, voll mit blutigen Fetzen und Knochen. Paul fragte sich, wie er das Schlechte vom Guten unterscheiden sollte, aber Eugen zog ihn schon weiter. »Würste abschneiden und ins Kochwasser. Und natürlich sauber machen. Jede Arbeitsfläche muss regelmäßig sauber gemacht werden. Genauso der Fleischwolf. Kannst du Messer schleifen?«

Paul schüttelte den Kopf.

»Egal, ist nicht so schwer. Kalle zeigt dir alles.«

Kalle war einer der Gesellen, ein maulfauler Riese mit gutmütigen Augen.

Paul hob den linken Stumpf. »Wird schwierig mit dem Messerschleifen. Alles andere müsste ich hinkriegen.«

Eugen kniff die Augen zusammen. »Tut mir leid. Man vergisst das glatt, wenn man dich so sieht.«

Ich nicht, dachte Paul, schwieg aber. Er war dankbar für die Aufgaben, die sein Vetter ihm zutraute. Mit Kalles Hilfe gelang es ihm, sich nicht vollständig wie ein Idiot anzustellen. Einige Arbeiten – wie das Abschneiden der Würste von der langen Kette, waren kompliziert mit nur einem Arm, anderes, wie das Sortieren der Schlachtabfälle, ging ihm gut von der Hand. Die Arbeit in der Wurstküche war hart, es roch nach Blut und Innereien, der Ton zwischen den Gesellen und ihren Lehrlingen war rau, körperlich anstrengend waren die Verrichtungen überdies.

Aber er war abgelenkt von seinem Elend und den finsternen Gedanken! Er hatte zu tun, wurde gebraucht, die Zeit verging

wie im Flug. Paul stand in der Hierarchie ganz unten, aber die anderen behandelten ihn nicht schlecht, kein einziger der Männer verlor ein Wort über seine Verletzung. In der Mittagspause saßen sie gemeinsam draußen im Hof in der Sonne, es gab – natürlich – frische Brühwurst und Brot und ein Glas Bier. Obwohl er bis zum Ellenbogen in den Schlachtabfällen gewühlt und sich geekelt hatte, schmeckte die frische Wurst, Eugens Metzgerei hatte nicht umsonst einen exzellenten Ruf weit über die Grenzen des Schlachthofviertels hinaus.

Was Paul aber wirklich zu Herzen ging, war das Schreien der Tiere, das immer wieder über den Hof drang. Er hörte die Todesangst der armen Viecher, bevor man ihnen den Garaus machte, es war kaum auszuhalten. Niemals hatte Paul sich darüber Gedanken gemacht, dass Tiere Schmerzen erlitten, Nutztiere zumal. Aber seit dem Erlebnis mit der Walze, seit er wirklich wusste, was Schmerzen und Todesangst waren, hatte sich sein Blick und sein Empfinden für Leiden bei Mensch und Tier geschärft. Lebewesen, die Qualen erleiden mussten – er ertrug es nicht mehr. Früher, in der Zeit vor dem Unglück, war er stumpf dagegen gewesen, heute gelang es ihm nicht, sein Herz zu verschließen.

»Kannst morgen wiederkommen«, sagte sein Vetter bei Feierabend. Drückte ihm ein in Papier gewickeltes Paket in die Hand und nickte ihm zu. »Schöne Grüße an Tante Martha.«

Paul klemmte sich das Paket mit dem Fleisch unter die linke Achsel und machte sich auf den Heimweg. Seine Mutter würde sich freuen. Er hatte Arbeit. Und er brachte etwas zum Essen nach Hause. Das war das Mindeste, was er tun konnte, einen Zuschuss zur Miete hatte sie hartnäckig verweigert.

Seine Eltern lebten in Ottensen in einem kleinen Häuschen, das eher eine Hütte war. Es stand am Ende der Borselstraße, dort, wo die Straße in Wiesen und Felder mündete. Einfach war das kleine Heim, aber Paul, der dort zusammen mit seinem

Bruder aufgewachsen war, hatte es geliebt. Es war perfekt für zwei Lausbuben wie sie gewesen. Den ganzen Tag über waren sie draußen in der Natur, bauten Höhlen und kletterten auf Bäume, versteckten sich im Wald, schnitzten Schwerter. Die Brüder hatten eine unbeschwertere Kindheit verbracht; dass es zu Hause nur das Nötigste gab, hatte sie nicht beeinträchtigt – dafür überschüttete ihre Mutter sie mit Liebe. Bis auf einmal alles in Wanken kam. Michael, Pauls Bruder, verschwand unter nie geklärten Umständen, er war gerade einmal zwölf Jahre alt. Wenige Jahre später wurde der Vater schwer lungenkrank und konnte nicht mehr arbeiten. Damit das ganze Unglück nicht allzu schwer auf den Schultern seiner Mutter lastete, hatte Paul sofort eine Stellung gesucht und auch gefunden. Und tatsächlich: Die Arbeit passte zu ihm, er stellte sich gut an, erklimmte Stufe um Stufe, wurde von seinen Vorgesetzten gelobt und befördert. Er lernte Marie kennen, es war Liebe auf den ersten Blick. Sie verlobten sich, und weil sie weder bei ihren noch bei seinen Eltern Platz fanden, die Pläne für eine baldige Heirat unumstößlich schienen und die Gelegenheit günstig war, zogen sie zusammen in die kleine Wohnung in Altona. Die Sterne waren ihnen wohlgesinnt, das Glück schien perfekt, bis ...

Unversehens stieß Paul mit einem Passanten zusammen, sein Fleischpaket fiel zu Boden, das Zeitungspapier entfaltete sich, das Suppenfleisch für seine Mutter lag auf dem Trottoir.

»Pass bloß auf, Krüppel!« Feindselig starrte der Mann Paul an und schüttelte seine Faust.

Im Bruchteil einer Sekunde sah Paul rot. Der andere konnte gar nicht so schnell reagieren, wie er ihn an die Hauswand gedrückt hatte, mit dem gesunden Arm presste er ihm die Luft ab. »Nenn mich noch einmal so«, zischte er durch die Zähne, »und ich breche dir den Kehlkopf.«

Dem Mann traten die Augen aus den Höhlen, er tat einen röchelnden Laut, Paul drückte noch einmal nach, aber als er

sicher war, dass von dem Kontrahenten nichts mehr kam, ließ er ab, sammelte Papier und Fleisch vom Bürgersteig und lief hastig weiter. Die Leute auf der Straße blickten ihm erschrocken hinterher.

Fast rannte Paul, nur weg von hier, er schämte sich, die Wut war so schnell über ihn gekommen, er hatte es nicht im Griff gehabt. Seit er den Arm und in der Folge auch seine Arbeit verloren hatte, geschah ihm das oft. Er sah einfach rot, manchmal waren es nur Lappalien. Verdammich, dachte er, wieso kannst du nicht Ruhe bewahren!

Er schlug Haken wie ein Hase, lief ziellos durch die Straßen Altonas, rannte vor seiner Wut davon. Irgendwann erreichte er die Gleisanlagen hinter dem Bahnhof. Hier blieb er stehen. Im Westen, dort, wo sich der Himmel leicht rötete, weil die Sonne langsam ihre Schlafenszeit antrat, stieg der Rauch der Fabriken empor. Die städtische Gasanstalt, *Roses Metallfabrik*, die Fischräucherei – so vertraut war ihm der Anblick der Schloten, der dicken grauen Wolken, die sie absonderten, dass er heimische Gefühle mit ihnen verband. Auch das Kreischen der Güterzüge, hier inmitten der Gleise und Weichen, der hohe Ton von Metall auf Metall, er wusste, er war zu Hause.

Ein Zug verließ den ein paar Hundert Meter entfernten Bahnhof und stieß ein Warnsignal aus.

Paul blieb stehen.

Er war nicht weit von den Gleisen entfernt. Vielleicht fünfzig Zentimeter. Ein großer Schritt und ...

Das Signalhorn des Zuges ertönte erneut. Er hatte gerade Fahrt aufgenommen, war nur noch ein wenig von dem Mensch an den Gleisen entfernt. Bremsen war unmöglich auf die kurze Distanz.

Paul blieb wie angewurzelt stehen. Er schloss die Augen.

Der Zug rauschte an ihm vorbei, riss an seinen Kleidern, an

den Haaren, raubte ihm den Atem, brachte ihn aus dem Gleichgewicht, er wankte vor und zurück.

Dadadang, dadadang, dadadang, martialischer Lärm ließ seine Ohren fast taub werden.

Als der letzte Waggon an ihm vorbeizog, klopfte Pauls Herz bis zum Hals. Er taumelte, ließ sich auf den Boden fallen. Es wäre so einfach gewesen. Was hielt ihn ab?

Paul riss die Augen auf und sah zum Himmel. In zittrigem Weiß zeichnete sich eine dünne Mondsichel am Firmament ab, die Sonne daneben prall und satt. Er würde den Mond aufgehen sehen, dachte Paul. Und auch die Sonne am morgigen Tag. Und wieder von vorn. Nicht die Liebe hinderte ihn daran, sich das Leben zu nehmen. Der Liebe hatte er heute endgültig den Laufpass gegeben, und die Hoffnung auf eine zweite Chance hatte er nicht, sein Herz war eine harte dunkle Faust.

Auch nicht die Sorge um seine Mutter hielt ihn ab, obwohl der Verlust des anderen Sohnes sie den Verstand kosten würde.

Nein. Es war Rache, die ihn am Leben hielt. Er, Paul Klinker, der Versehrte, der Einarmige und Verzweifelte – er würde Rache nehmen. In seinem eigenen Namen, aber auch im Namen all jener, die Hinnerk Macke auf dem Gewissen hatte.

Zittere um dein Leben, schwor Paul, der am Bahndamm im Gras saß, ein schmutziges Pfund Fleisch in einer zerfledderten Zeitung unterm Arm, denn ich bin dir auf den Fersen, und ich jage dich so lange, bis ich dich sicher unter der Erde weiß.

Dann kann auch ich gehen.

3.

Die Scheine knisterten unter dem Mieder. Immer wieder glitt Ellas Hand dorthin, zu der Stelle über ihrem Zwerchfell, wo sie die Scheine eingnäht hatte. Ein bisschen Bares hatte sie im

Strumpfband stecken. Das war weniger gefährlich, niemand würde Verdacht schöpfen, alle Mädchen sammelten das Geld, das die Kunden ihnen extra zusteckten, in ihrem Strumpfband. Wenn die Luden das entdeckten, gab es Prügel, und das Geld wurde den Mädchen wieder abgenommen. Sie machten es trotzdem, alle, immer wieder. Denn ab und zu gelang es ihnen, etwas beiseitezuschaffen. So hatte auch Ella sich das Fluchtgeld mühsam erarbeitet. Von den Scheinen in ihrem Mieder wusste niemand, wäre es in den vergangenen Monaten aufgefliegen, hätte es grausame Konsequenzen gehabt, die sie möglicherweise nicht überlebt hätte.

Ella dachte an Katja. Katja hatte denselben Plan gehabt wie sie: entkommen. Wahrscheinlich war das der Plan aller Mädchen im Bordell, keine von ihnen war freiwillig dort oder in einem der vielen anderen Freudenhäuser. Freudnhaus, dachte Ella, falscher konnte eine Bezeichnung nicht sein. Leidenshaus, das traf es eher. Katja jedenfalls hatte es vor siebenundachtzig Tagen probiert. Mit Ella hatte sie ihren Plan geteilt, hatte ihr vertraut und war doch verraten worden. Nie würde Ella den Blick vergessen, den Katja ihr zugeworfen hatte, als die Männer sie hinter sich hergeschleift hatten. Es war der letzte Blick gewesen, den Katja ihr geschenkt hatte, ein bitterer Blick voller Enttäuschung. Ella hatte keine Gelegenheit gehabt, ihr zu sagen, dass ihr kein Sterbenswörtchen über die Lippen gekommen war. Die Madame oder die Männer, die die Strippen hinter allem zogen, mussten ihr anders auf die Schliche gekommen sein. Katja war in dem Glauben gestorben, dass sie, Ella, eine Verräterin war.

Jakub hatte Ella erzählt, dass Katjas Leiche in der Baugrube der neuen Synagoge gefunden worden war. Jeden Knochen im Leib hatten sie ihr gebrochen.

Das gleiche Schicksal würde sie erwarten, wenn ihr Plan heute schiefging. Das wusste Ella, aber sie hatte mit dem Leben so gut wie abgeschlossen, das hier war ihre einzige, ihre letzte

Chance auf ein Leben fernab von Bordellen und Freiern, von Schlägen und Erschöpfung.

Sie setzte alles auf diese Karte.

Principessa bellte. Drei Mal, kurz und hoch. Ellas Herz schlug bis zum Hals – jetzt!

Die Madame sah zu ihr hinüber und winkte müde mit einer Hand. Ihr Einsatz!

Ella erhob sich, warf sich einen Morgenrock über, nahm die Leine und den Mops und trat vor die Tür. Die Sonne schien grell, sie musste ein paarmal blinzeln, um mit der Helligkeit klarzukommen, im Bordell herrschte rund um die Uhr Dämmerlicht, damit die Kunden die blauen Flecken der Mädchen nicht sahen.

»Lauf, Principessa«, forderte Ella die Mopshündin auf, die sie auf den Boden gesetzt und angeleint hatte. Monatlang hatte sie sich das Vertrauen der Hündin erschlichen, hatte von ihren ohnehin mageren Essensportionen immer wieder etwas abgezweigt und versteckt, um die Hündin damit zu verwöhnen und von sich abhängig zu machen. Und hatte es geschafft – Ella war die Einzige, die von der kleinen Hündin nicht angeknurrte wurde, und deshalb war sie das einzige Mädchen, das mit dem Hund der Madame rausgehen durfte.

Die großen dunklen Augen der Hündin blickten zu ihr empor. Dir geschieht nichts, versuchte Ella ihr stumm mitzuteilen. Wenn du mithilfst, rettest du mein Leben.

Als hätte sie genau verstanden, richtete Principessa ihren Blick nach vorn und trippelte los. Langsam schlenderte Ella durch die Gasse, bemüht, sich ihre Anspannung nicht anmerken zu lassen. In der Regel verrichtete der Hund an der Ecke auf dem schmalen Grassstreifen sein Geschäft, und sie drehten wieder um. Heute aber ...

Brav hockte der Mops sich hin, so wie er es gewohnt war. Ella sah sich um. Jakob hatte Wort gehalten! Der gute Junge! Er

wartete mit seinem Eselskarren kurz hinter der Ecke, sodass man ihn aus der Gasse, in der das Bordell lag, nicht sehen konnte. Ella widerstand der Versuchung zurückzublicken, sie hätte gerne gewusst, ob die Luden, die rund um das Freudenhaus für Ordnung sorgten, sie beobachteten, aber das wäre zu auffällig gewesen, deshalb bog sie betont langsam in die Querstraße ein, in der ihr Fluchthelfer wartete. Kaum war sie außer Sichtweite, klemmte sie sich Principessa, die verdattert guckte, unter den Arm, rannte blitzschnell zu Jakubs Karren, erklimmte den Bock und hatte sich noch kaum gesetzt, als der Junge schnalzte und der Esel sich in Bewegung setzte.

Ellas Hände umklammerten den Hund, sie zitterten. Bloß nicht zurücksehen!, ermahnte sie sich. Der Esel schien im Schneckentempo zu laufen, konnte der nicht wenigstens traben? Sie warf Jakob einen Seitenblick zu. Er strahlte, wie immer, stoische Ruhe aus. Obwohl seine Rolle als Fluchthelfer ihn das Leben kosten konnte – Ella war nicht müde geworden, ihm das einzuhammern. Niemals hätte sie Jakob in Gefahr gebracht, aber er war wild entschlossen. Und das, obwohl sie ihm das Herz brach. Kein anderes der Mädchen würde ihn nehmen. Oder so behandeln, wie Ella ihn behandelte: mit Respekt.

Jakub war ihr Kunde. Ein Halbwüchsiger, Ella schätzte ihn auf siebzehn, vielleicht ein paar Jahre mehr. Sein rundliches Gesicht mit den dunklen, mandelförmigen Augen verlieh ihm etwas Kindliches, außerdem war er nicht ganz so wie andere junge Männer in dem Alter. Es fiel ihm schwer, deutlich zu sprechen, als wäre die Zunge in seinem Mund ein Fremdkörper. Die Anderen im Bordell hielten ihn für einen Idioten, aber Ella wusste es besser. Jakob war nicht dümmer als andere, er war nur auf den Mund gefallen. Dafür hatte er ein Herz aus Gold! Er betete sie an, und wenn die Madame gewusst hätte, was sie beide machten, wenn sie allein waren – und wofür Jakob auch bezahlte –, hätte sie ihn zum Teufel gejagt. Ella und er lagen

Arm in Arm im Bett. Sie kuschelten sich aneinander. Jakub spielte mit ihren dicken dunklen Locken, und sie streichelte seinen Rücken. Mehr passierte nicht zwischen ihnen, mehr wollte er nicht. Manchmal spielten sie Karten oder legten eine Patience. Leise, niemand sollte hören, wie sie kicherten. Eine Stunde, dann ging er wieder. Einmal in der Woche kam er, dazwischen hatten sie keinen Kontakt. Er erzählte Ella nicht, woher er kam, wer seine Eltern waren oder ob er Geschwister hatte. Er war Jude, das war alles, was sie über ihn wusste. Und er erinnerte sie an ihre jüngeren Brüder.

Mit stoischer Ruhe lenkte Jakub den Eselskarren durch die Straßen Lembergs. Ella konnte kaum glauben, was sie sah. Seit Jahren, seit die Mädchenhändler sie in ihren Klauen hatten, war sie nicht mehr durch eine Stadt gefahren. Sieben Jahre! Seit sieben Jahren war sie nicht mehr allein draußen gewesen und unter Menschen. Unter Menschen, die sie nicht für käuflich hielten. Sieben Jahre, seit ihre Eltern sie verkauft hatten, im guten Glauben, dass der Mann, der ihnen die geforderte Summe hingebältert hatte, Ella in eine Dienstbotenstelle vermitteln würde. Was glaubten ihre Eltern wohl, wo sie war und wie es ihr erging? Wunderten sie sich, dass sie von ihrer ältesten Tochter nie wieder etwas gehört hatten? Wohl kaum. Elf Kinder waren sie zu Hause gewesen, elf Mäuler, die zu stopfen waren. Ihre Eltern mussten daran glauben, dass Ella ihr Glück gefunden hatte.

Glück. Sie hatte vergessen, was das war.

Der leichte Morgenrock flatterte um ihre Schultern, Principessa saß neben ihr und machte große Augen, und Ella wagte es endlich, einen Blick über die Schulter zu werfen. Nichts! Niemand rannte dem Karren hinterher, und niemand schrie nach ihr. Die Sommersonne streichelte ihre blasse Haut, Wind fuhr ihr durch die Haare, und obwohl sie den Bahnhof noch nicht erreicht und sie in Sicherheit gebracht hatten, wurde Ellas

Herz leicht. Ihr war, als stiegen kleine Luftbläschen aus dem Bauch empor, es fühlte sich an, als hüpfte ihr Inneres, tanzte und sprudelte. Sie lachte. Jakob warf ihr einen Seitenblick zu, lächelnd. Ella konnte nicht an sich halten, sie lachte und lachte, ihr Kopf fiel in den Nacken, das Gesicht streckte sich der Sonne zu. Sie saß auf dem Bock eines Eselskarrens, halb nackt, mit einem Jungen neben sich, den alle für einen Idioten hielten, und bald mit den Häschern der Mädchenhändler auf den Fersen. Gab es einen Grund, fröhlich zu sein? Mitnichten! Doch die Fröhlichkeit kam aus ihrem tiefsten Inneren, strömte aus ihrem fülligen Körper, der davon durch und durch geschüttelt wurde.

Sie überquerten den weitläufigen Marienplatz, vorbei an der Mariensäule, drängten sich neben die Trambahn, deren Fahrgäste sich die Nasen an den Fenstern platt drückten, um die lachende Frau auf dem Eselskarren zu sehen.

Vier k. u. k. Soldaten hoch zu Ross kamen ihnen entgegen, sie piffen bewundernd, einer der Offiziere warf ihr eine Kusshand zu, ein anderer zwinkerte sie keck an.

Jakob rutschte auf seinem Sitz hin und her, er wusste augenscheinlich nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte, schließlich sollte er Ella bei einer geheimen Flucht helfen, und nun blickte ihnen die ganze Stadt hinterher? Die Marktfrauen hinter ihren Obstständen, jüdische Orthodoxe mit Stirnlocken und Büchern unter dem Arm, Automobilisten, die sie überholten, flanierende Paare – alle starrten sie an, riefen ihnen etwas zu, lachten mit Ella oder applaudierten.

Principessa drückte sich tiefer in Ellas Schoß und sah mit staunenden Glubschaugen auf das turbulente Geschehen um sich herum. Auch der Hund war noch nie weit von dem Bordell weggekommen, dachte Ella, sie war ebenso eine Gefangene gewesen. Die Madame hatte wenig Interesse an ihren Mops-hunden, sie wurden gefüttert und hatten ansonsten brav auf ihren Seidenkissen zu posieren. Wenn sie sich meldeten, wurden

sie einmal um die Ecke geführt, das Geschäft erledigt und sobald das geschah, ging es schnurstracks wieder ins Bordell. Wurden die Hunde alt, krank oder anstrengend, verschwanden sie von heute auf morgen. Principessa war noch jung, ein Jahr alt, und verspielt, die Madame hatte wenig Geduld mit der kleinen Hündin. Ella hatte die Mopsdame ins Herz geschlossen und spielte mit ihr, damit sie bloß nicht jammerte und das Schicksal ihrer Vorgängerinnen teilte.

Sie hatten nun den Bahnhof erreicht, dessen stolze Fassade mit der Kuppel den Platz davor dominierte. Jakub lenkte seinen Karren aber am Entree vorbei und hielt an einem Seitenflügel, dort, wo keine Fiaker warteten und keine Droschken. Er sprang vom Bock und reichte Ella von der Ladefläche ein Kleid und einen Hut.

Sie sah ihn fragend an.

»Dadadamit dddu nicht aufff...«

Sie lächelte. »Ach, Jakub, an was du alles gedacht hast.«

Der Junge wurde rot. Er half ihr in das Kleid. Es war etwas verschlissen, aber ganz hübsch, dachte Ella, woher er das wohl hatte? Und es passte! Zwar bekam sie die Knöpfe nur mit Mühe zu, aber sie schaffte es. Der samtene Hut schillerte grün, so sah sie aus wie ein Papagei, aber ihr Äußeres war Ella vollkommen gleichgültig. Sie musste aussehen wie eine einfache Frau, die verreiste.

Jakub hielt Principessa im Arm und sah Ella zu. Als sie fertig angekleidet war, hieß es Abschied nehmen. Ella lüpfte die Röcke und nahm von dem Geld unter ihrem Strumpfband einen Schein, den sie ihm hinstreckte.

Er schüttelte energisch den Kopf.

»Doch, Jakub, du musst ihn nehmen! Was du für mich getan hast!«

Aber er verweigerte das Geld partout, stattdessen hielt er fragend den Hund in die Höhe.

»Was ist mmmit dem Huhu ...?«

Ella sah ihn an. Dann sah sie Principessa an. Die kleine Hündin hing elend in den Armen des Jungen, ihre schwarzen Glubschaugen blickten flehend zu Ella. Zumindest wirkte es auf sie so.

»Gib her«, sagte Ella. »Ich nehme sie mit.«

Jakub setzte die sichtlich erleichterte Principessa auf den Boden, dann ließ er sich von Ella fest in den Arm nehmen.

»Du bist ein guter Junge.« Ella nahm sein Gesicht in ihre Hände und küsste ihn. »Du hast mir das Leben gerettet, lieber Jakob. Jetzt pass bitte auf dich auf!«

Sanft lächelte er und blickte verschämt zu Boden. Ella brach es das Herz, ihren Retter so zurückzulassen, aber sie musste sich beeilen. Mittlerweile war ihr Fernbleiben und das der Möpsin bestimmt bemerkt worden, es würde nicht lange dauern, und die Häscher der Madame tauchten am Bahnhof auf. Sie nahm die Leine in die Hand und machte sich auf den Weg zu den Gleisen.

»Ella!«

Ihren Namen konnte Jakob unfallfrei aussprechen, das hatte Ella immer schon gerührt. Sie drehte sich um.

Der Junge hielt etwas in seiner Hand und winkte ihr damit zu. Ihr Billett! Das Wichtigste! Der Fahrschein in die Freiheit! Ella hatte ihm das Geld dafür schon vor einiger Zeit gegeben: ein Zugticket nach Kattowitz. Einfach. Von dort gingen Züge in alle Richtungen, Ella überlegte, nach Prag weiterzureisen, hatte sich aber noch nicht endgültig festgelegt.

Jakub war zu ihr gerannt, drückte ihr das Ticket in die Hand, und ein letztes Mal sagten sie einander Auf Wiedersehen. Oder vielmehr Lebewohl.

Ohne sich umzublicken, lief Ella zu den Gleisen. Jetzt aber schnell! Am liebsten wäre sie gerannt, bloß weg von hier, aber das wäre zu auffällig gewesen. Den Kopf hielt sie gesenkt, sie

sah das Hinterteil von Principessa, die aufgeregt durch den Bahnhof wackelte. Es war ein Risiko, die Hündin mitzunehmen, dachte Ella plötzlich und hoffte, dass ihr dies nicht zum Verhängnis wurde. Bahnhöfe waren stets ein Tummelplatz für Mädchenhändler. Hier wurden die jungen Frauen, die sie von überall hergeholt hatten, meistens bitterarme Töchter kinderreicher Familien, so wie sie auch, übergeben an die Luden, die entschieden, in welches Bordell die Frauen kamen. Oder ob sie sie selbst behielten und auf die Straße schickten. An Bahnhöfen wurden aber auch allein reisende Frauen angesprochen und geködert. All das hatte sie am eigenen Leib erlebt, genau wie die vielen Mädchen, mit denen sie im Verlauf der letzten sieben Jahre in den verschiedensten Bordellen zu tun gehabt hatte.

Im Zug durfte Ella sich nicht in falscher Sicherheit wiegen. Oftmals reisten Schleuser mit ihren Opfern, angeblich ihren Verlobten, in den Westen, ins deutsche Kaiserreich, nach Österreich oder Frankreich, um sie dort zu verkaufen. Mädchenhandel war ein florierendes und einträgliches Geschäft. Von Lemberg über Krakau nach Kattowitz – das war die gefährliche Strecke. Denn Kattowitz war ein heißes Pflaster. Fast alle Mädchen, die Ellas Schicksal teilten, waren über Kattowitz und dort von einem Luden zum anderen gekommen oder verschwanden in der Stadt spurlos. Wenn Ella es bis dahin unentdeckt geschafft und Kattowitz hinter sich gelassen hatte, würde sie entspannter weiterreisen.

Menschen eilten kreuz und quer durch die große Empfangshalle des Lemberger Hauptbahnhofes, und erleichtert stellte Ella fest, dass ihr niemand einen prüfenden Blick zuwarf, noch genoss sie offenbar einen kleinen Vorsprung. Ein Blick auf die große Anzeigetafel bedeutete ihr, dass in weniger als zehn Minuten ein Zug in Richtung Prag fuhr. Umstieg in Kattowitz – dort würde sie ein neues Billett lösen. Aber darüber würde sie sich Gedanken machen, wenn es so weit war. Bis dahin müsste

sie ein paar Stunden im Zug verbringen – hoffentlich unbehelligt!

Ella und Principessa ergatterten einen Platz in der Holzklasse, zusammen mit Bauern, die von einem Tag auf dem Lemberger Markt zurück in ihre Dörfer fuhren, einer orthodoxen jüdischen Familie, die sich nur flüsternd unterhielt und angstvoll umschaute – offenbar waren sie vor den Pogromen in ihrer Heimat geflüchtet. Ein paar müde Fabrikarbeiter und ein altes Ehepaar waren ebenso unter den Mitreisenden wie eine junge Frau ihr gegenüber mit vier kleinen Kindern. Die Frau war blass und mager, ihr fielen vor Erschöpfung die Augen zu. Wohin sie wohl fuhr, so ganz allein? Ella hatte sich den Platz bei ihr ausgesucht, weil sie so mit dem Rücken zur Zugwand saß – es war der letzte Waggon – und ihren Blick auf die Tür richten konnte, die zum nächsten Abteil führte. Rasch hatte sie erfasst, dass von den anderen Mitreisenden kaum Gefahr ausging – sie hatte mittlerweile ein Auge für Schleuser, Luden und Mädchenhändler, zu oft war sie mit ihnen in Berührung gekommen. In der Regel waren es Männer, nicht älter als dreißig, die sich den Anschein gaben, gesetzte Bürger zu sein, gerne trugen sie Dreiteiler – bei genauerem Hinsehen verschlissen und mehrmals geflickt –, Uhrketten – nur die Kette, ohne Uhr – und einen Gehstock mit Knauf – darin versteckt die Messerklinge. So einer war nicht unter ihren Mitreisenden, Ella erlaubte sich aufzuatmen. Kurz bevor der Zug sich in Bewegung setzte, bemerkte sie, dass auf dem Bahnsteig zwei Männer erschienen waren, die sie augenblicklich in Verdacht hatte, dass sie nach ihr Ausschau hielten. Brutale Typen, die aussahen, als würden sie sofort Gewalt anwenden, wenn eine nicht spurte. Einer der beiden warf prüfende Blicke in ihren Zug, während der andere die Bahnsteige beobachtete. Rasch drehte Ella den Kopf zur anderen Seite. Principessa saß gottlob zu ihren Füßen und konnte von draußen nicht entdeckt werden.

Ellas Herz klopfte, ihre Hände zitterten. Die junge Mutter warf ihr einen Blick zu, gleichmütig, aber Ella fühlte sich augenblicklich ertappt. Was, wenn einer der beiden in den Zug stieg?

Endlich stieß die Lokomotive ein hohes Signal aus, der Wagen ruckte an, draußen gellte die Pfeife des Schaffners, die alle vor der Ausfahrt des Zuges warnte. Einige Stunden würden sie bis Kattowitz unterwegs sein, doch seit Ella die Männer auf dem Perron gesehen hatte, war ihr klar, dass sie keine ruhige Minute haben würde, bis sie endlich im Zug nach Prag saß. Wie es dort für sie weitergehen würde? Sie hatte keinen Plan. Sie wusste nur eines: Nie wieder wollte sie ihren Körper verkaufen müssen. Sie wollte ein anständiges Leben führen, eines, das sie selbst bestimmen konnte, andauernd stellte sie sich vor, wie wohl das Gefühl war, wenn man am Ende einer Woche seinen Lohn ausgezahlt bekam – und diesen auch behalten durfte! In ihren Träumen sah sie sich ein Geschäft betreten und mit ihrem selbst verdienten Geld einkaufen. Wie sehr träumte sie von einer Wohnung, und wenn diese vielleicht nur so groß war wie eine Abstellkammer – ihr eigenes Reich! Ein Bett, das sie mit niemandem teilen musste, eine Tür, die sie hinter sich schließen konnte. Ein Raum, nur für sie.

Ella blickte nach unten. Und für Principessa natürlich. Unvermittelt hatte sie eine Partnerin an der Seite, sie trug künftig nicht nur die Verantwortung für sich selbst – was aufregend genug war –, sondern auch noch für die kleine Mops-hündin.

Die Kinder der müden Frau waren fasziniert von Principessa, die Ella mittlerweile auf ihren Schoß geholt hatte. Das Kleinste hatte sich die junge Frau in einem Tuch vor den Oberkörper gebunden, die anderen drei reihten sich wie Orgelpfeifen auf. Ella schätzte sie auf zwei bis vier Jahre. Neugierig versammelten sie sich um sie, streckten ihre Hände aus und fuhren zaghaft

über Principessas dunkelgraues Fell. Die Hündin ringelte sich fest zusammen und ließ sich nicht stören. Ella sah, dass der jungen Mutter immer wieder die Augen zufielen, gleichzeitig wollte sie ihre Kinder im Blick behalten, es schien ihr unangenehm zu sein, dass diese die fremde Frau mit dem Hund belagerten.

Ella beugte sich nach vorne. »Machen Sie die Augen zu. Ich achte auf Ihre Kinder.«

Und das tat sie. Wie lange war es her, dass sie so mit ihren jüngeren Geschwistern gespielt hatte! Aber sie erinnerte sich an Abzählreime, Lieder und Märchen, als wäre es gestern gewesen. Hungrig nach Ansprache scharten sich die Kleinen um sie und lauschten aufmerksam. Ella brachte ihnen einfache Lieder bei, die Mitreisenden blickten amüsiert auf die kleine Gruppe, niemand beschwerte sich.

Draußen zogen weite Felder vorbei, unterbrochen durch ein paar Bauernhöfe und kleine Wäldchen, hier und da krümmte sich sanft ein Flösschen, wölbte sich ein Hügel, eine friedlich von der Junisonne beschienene Idylle.

Als der Zug in Jaroslau hielt, war vielleicht eine Stunde vergangen. Eine ruhige Stunde, die im Nu verfliegen war in der Beschäftigung mit den kleinen Kindern, deren Mutter offensichtlich in den Tiefschlaf gefallen war. Beiläufig blickte Ella auf den Bahnsteig, sah Reisende aus- und einsteigen. Und sie sah einen Mann. Er war ihr nicht bekannt, und doch war sie augenblicklich auf der Hut. Er entsprach in allen Punkten dem Bild, das sie sich in den langen Jahren in den Bordellen Galiziens von Luden und Mädchenhändlern gemacht hatte. Machen musste. Sie hatte Angst. Instinktiv nahm sie die Hündin von ihrem Schoß und setzte sie auf den Boden. Empört schüttelte Principessa sich, aber Ella schob sie sanft mit dem Fuß zu der Frau, die ihr gegenüber schlief. Stattdessen setzte Ella sich eines der Kinder auf den Schoß.

Dass der Mann, der nun im Begriff war, in ihren Zug zu steigen, sie suchte, war sehr unwahrscheinlich, er müsste per Fernsprecher oder Telegramm von ihren Häschern beauftragt worden sein, und dass das geschehen war, glaubte Ella nicht. Dafür war sie nicht wichtig genug. Aber sie wollte sich auch keinem Risiko aussetzen.

Die junge Mutter war aufgewacht – vielleicht, weil der Zug hielt, vielleicht, weil eines ihrer Kinder auf Ellas Schoß saß. Sie blinzelte und sah sich um, ihr Blick begegnete dem Ellas. Was auch immer sie erkannt hatte – die Frau musste augenblicklich begriffen haben, dass Ella in Panik war. Der Mann vom Bahnsteig betrat nun sogar ihren Waggon und sah sich suchend nach einem freien Platz um. Rasch senkte Ella den Blick und verbarg ihr Gesicht. Sie schob Principessa noch ein Stück weiter von sich weg und hoffte, dass die kleine Möpsin, eingeklemmt zwischen all den Beinen und Kinderkörpern, nicht auffiel.

In dem Moment, als der Fremde ihre Sitzreihe erreicht hatte, ließ die Mutter der Kinder ihre Röcke über Principessa fallen, sodass diese ganz und gar verdeckt war.

Der unheimliche Reisende drehte sich um seine Achse, lief durch die Sitzreihen zurück und betrat wieder den Waggon, aus dem er gekommen war. Ella schickte ein Stoßgebet zum Himmel – er hatte keinen Sitzplatz gefunden.

Sie sah die Frau ihr gegenüber an und nickte dankbar. Diese verzog nur das Gesicht zu einem müden Lächeln, beugte sich hinunter, befreite den Hund aus ihren Röcken und hob ihn hoch.

»Tauschen wir?«

Erleichtert nahm Ella ihre Hündin entgegen – die Gefahr war gebannt, der Mann verschwunden – und das kleine Mädchen krabbelte von ihrem Schoß auf den seiner Mutter.

Der Zug setzte seine Reise fort, Ella spürte, wie müde sie plötzlich von all den Aufregungen war, gerne hätte auch sie die

Augen ein wenig geschlossen, aber das traute sie sich nicht. Zu gefährlich.

Drei Stunden später hatte sie ihren Entschluss gefasst. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel, die Hitze im Wagen war fast unerträglich, jemand hatte die hintere Tür geöffnet, sodass man den Poller und die Gleise, die der Zug hinter sich brachte, sehen konnte und ein wohltuender Luftzug Erfrischung brachte. Nicht mehr lange, dann würde der Zug in Krakau halten, die letzte Station vor Kattowitz. Dort müsste Ella einen Anschluss nach Prag suchen, aber sie traute sich nicht, auch nur eine Minute auf dem Kattowitzer Bahnhof zu verbringen, das Pflaster war ihr zu heiß. Die Mitreisenden machten sich schon bereit für den baldigen Ausstieg, Koffer und Säcke, Beutel und Taschen wurden bereitgestellt, belegte Brote eingepackt, der ordentliche Sitz von Hüten und Jacken überprüft. Das Oberhaupt der jüdischen Familie redete eindringlich auf seine Frau und Kinder ein, mit dem Erfolg, dass diese gleich noch ängstlicher dreinblickten.

Die kleinen Kinder der jungen Mutter, die Ella beigesprungen war, quengelten. Sie hatten Hunger, hatten die gesamte Zugfahrt, über vier Stunden, nichts gegessen oder getrunken, zwei der Kleinen hatten sich darüber in den Schlaf geweint.

Ella schob mit einer raschen Handbewegung ihre Röcke nach oben, griff unter ihr Strumpfband, holte Geld hervor und bedeckte sich wieder. Einen Schein steckte sie in ihren Ausschnitt, einen anderen gab sie der Frau und stand auf.

»Alles Gute für Sie.«

Überrascht sah die Frau sie an, nahm zögerlich das Geld, Ella lächelte, streichelte den Kindern über ihre Köpfe, schnappte sich Principessa und verließ den Wagen. Sie stellte sich hinten auf die schmale Plattform und wartete, bis der Zug an einer Weiche seine Fahrt verlangsamte. Fast kam er zum Stehen, den Moment nutzte sie, jetzt keine Angst, Ella, und sprang, den Hund vor die Brust gepresst.

Sie landete unsanft auf den Knien, rasselte sich aber sogleich auf und setzte den Mops auf die Erde. Beide blickten sie dem davonfahrenden Zug hinterher, in der Ferne zeichnete sich bereits die Silhouette von Krakau ab.

Die erste Etappe ihrer Reise war geschafft! Die nächste würde sie zu Fuß zurücklegen, von Krakau bis Kattowitz, dort an den Rändern der Stadt bis zum nächsten Bahnhof, der auf der Strecke lag. Vielleicht, so dachte Ella, würde es ein schönes Abenteuer werden. Sie hatte Zeit, nichts und niemand erwartete sie in Prag. Sie konnte es sich durchaus leisten, durch das sommerliche Schlesien zu laufen. Vielleicht würde ein Bauer sie in seiner Scheune übernachten lassen, vielleicht kehrte sie in einer kleinen Gartenwirtschaft ein, das Geld in ihrem Mieder ermöglichte es ihr, sich für ihre abenteuerliche Flucht zu belohnen. Ein kleines Bier, eine warme Mahlzeit, ach, wäre das nicht zum Heulen schön?

Leben, dachte Ella, während die Sonne auf ihr Haupt brannte und ein leichter Lufthauch ihre Wangen streichelte, das Leben, so fühlt es sich also an.

Und dann liefen sie los, eine füllige junge Frau mit grünem Hut und rotem Kleid, an der Leine einen fidelen Mops, miteinander auf dem Weg in die Freiheit.

4.

Bis Louise in der Lage war, sich aus ihrer Schockstarre zu befreien und aktiv zu werden, vergingen ein Tag und eine Nacht. So lange hatten sie Trauer, Verwirrung, Angst – und nicht zuletzt das schreckliche Katergefühl – ans Bett gefesselt, immer wieder war sie vor Erschöpfung in einen unruhigen Schlaf gefallen; kaum erwacht, packte eine kalte Faust ihr Herz, drückte es zusammen und boxte ihr in den Magen. Viktor, Viktor, Viktor,